

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Fringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Fringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.)

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Montag 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die 6spaltige Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauproschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Beitrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die jährliche Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Im Wahlkreise Labiau-Wehlau hat nach dem Anfall der gestrigen Erstwahl Stichwahl zwischen dem Konservativen Durchard und dem Fortschrittler Wagner stattgefunden.

Wegen angeblichen Hochverrats und Majestätsbeleidigung wurde eine Broschüre des Genossen Wendel in Frankfurt a. M. beschlagnahmt.

Wilhelm II. begnadigte zwei erstklassige Bonner Borussen, die wegen Mordbitteln zu 8 Tagen Gefängnis verurteilt worden waren, zu Festungshaft.

Justiz auf Kommando.

Leipzig, 3. Dezember.

„Ich muß Richter haben, die verurteilen, wenn ich's verlange,“ sagte einst Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen. Ebenso denkt auch sein ungekrönter Kollege, der kleine Heubehrand: ich muß Staatsanwälte haben, die anklagen, wenn ich es verlange.

Am Sonnabend brach das kleine, aber einflussreiche Männchen im Reichstage los. Mit einer Zittermethode, vor deren Strupellosigkeit selbst der alte Spießvater Buttler sich nicht erheben würde, verwandelte er die Sozialdemokratie in eine Schar wilder Königsmörder, die wie die Krähen ein ununterbrochenes: Kopf ab! Kopf ab! krächzen. Besonders eine Rede des Genossen Wendel in Frankfurt a. M. war es, die ihm hierzu dienen mußte. Zwar mußte sich der reaktionäre Junker sofort eine öffentliche Zurechtweisung durch Genossen Wendel gefallen lassen, der ihm nachwies, daß seine Rede im Heubehrand'schen Zitat tendenziös entstellt sei, das hat aber die „Sicherheitsbehörde“ in Frankfurt a. M. nicht gehindert, sofort den Wünschen des ungekrönten Königs von Preußen nachzukommen. Am Freitag nachmittag wurde in der Buchhandlung der Volksstimme von der Kriminalpolizei die Wendelsche Broschüre: Sie Brotwucher, die Gottesgnadentum, beschlagnahmt. Als Grund der Beschlagnahme wurde Verletzung der §§ 23 Abs. 3 und 27 des Preßgesetzes und der §§ 85 und 95 (Hochverrat und Majestätsbeleidigung) des Strafgesetzbuchs angegeben.

Man sieht: der König rief, und alle, alle (Kriminalpolizisten) kamen. Eine Woche nur ist es her, daß Herr Heubehrand mit befehlendem Finger dem deutschen Reichskanzler seine Weisungen gab: Sie sind uns dafür verantwortlich, daß die sozialdemokratische Presse ver-

folgt wird! — und sofort tritt mit altpreussischer Präzision der Anklageapparat in Funktion. Und man geht gleich aufs ganze. Wie Franz Moor will man sich mit Kleinigkeiten nicht abgeben. Unter Hochverrat macht man's nicht.

Wir wüßten nichts, was uns zur Illustrierung der tatsächlichen Machtverhältnisse im Reich erwünschter wäre, als eben dieser Vorgang. Er beweist ja sinnfällig, wie tausendmal recht die Sozialdemokratie hat, wenn sie das preussische Junkertum als den wirklichen Beherrscher des Deutschen Reiches bezeichnet. Diese prompte Justizaktion wird neuen Hunderttausenden die Augen öffnen, und das um so nachdrücklicher, je durchsichtiger die Gründe sind, um derenwillen jetzt eine Hege gegen die sozialdemokratische Presse inszeniert werden soll. Mit wahrer Brut muß man erkennen, daß der Moabit-Prozess seinen Zweck verfehlt hat. Um die Polizei als eine Unsicherheitsbehörde zu kennzeichnen, hat man ihn nicht inszeniert. Man wollte ein Stück Wahlarbeit mit ihm leisten. Man wollte die öffentliche Meinung, die entschlossen gegen das schwarz-blaue Räuberlaster vorgeht, irreführen. Es galt, eine Sozialistenhege zu inszenieren. Da dieses saubere Plänschen an der Beweisaufnahme von Moabit gescheitert ist, versucht man es mit einem neuen, und mit jener klassischen Unversorgenheit, die dem preussischen Junkertum in die Wiege gelegt ist, gehen diese geborenen Hochverräter und Gewaltmenschen, die dem Janusgauer zu seiner Aufforderung zum Hochverrat — zu begehen mit einem Leutnant und zehn Mann — im Reichstag frenetisch Weisfall klatschten, deren Hauptorgan erst vorgestern schrieb, daß die Junkerpläne auch gegen einen widerstrebenden Reichstag durchgesetzt werden müssen, deren Wortführer nicht müde werden, die Abschaffung des Reichstagswahlrechts zu verlangen, gehen jetzt diese geschworenen Feinde der Reichsverfassung dazu über, der Sozialdemokratie Hochverrat vorzuwerfen. Man lese nur, was der Reichsbote, das bekannte höfische Organ der Konservativen gestern zu schreiben die Frechheit hat:

Der Minister des Innern wäre schon nach dem jüngsten Zustandnis des Reichstagsabgeordneten Ledebour, daß die Sozialdemokratie direkt auf Begründung der Republik in Deutschland lossteuert, ohne jedes besondere Ausnahmegesetz befügt, mit einem einzigen Federstrich das Fortbestehen der gesamten sozialdemokratischen Presse zu verbieten, weil diese außerhalb der Verfassung sich fortbewegt. Dasselbe gilt von dem Mißbrauch des Vereins- und Versammlungswesens. Auch das Oberverwaltungsgericht müßte diese Maßnahme durchaus sanktionieren, wenn es sich nicht an die leere Form hält, und nicht dem Buchstaben, sondern dem Geist des Artikels 27 der preussischen Verfassung (jeder Preusse hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern) gerecht wird. Ohne jeden Staatsstreik, auch ohne Ausnahmegesetz, allein auf Grund des obersten Verfassungszwecks und nach dem ganzen Geist der

Verfassung läßt sich mithin ein durchgreifender Wandel zum Besseren erzielen. Es bedarf nur eines starken Willens, und den verlangt das staatsreue Bürgertum allgemein.

Und eine Presse, die derartiges zu schreiben wagt, die die höchsten Beamten des Reichs aufhebt, die grundlegenden Gesetze des Reiches zu verletzen, die Zeitungen zu vernichten, die gesamten Organisationen der Arbeiterklasse zu zerbrechen, ihre Versammlungen zu verbieten — eine derartige Presse hat die Stirn, an dem Hochverrat vorzuwerfen.

Aus alledem geht nur eins hervor: das Junkertum liebt den Hochverrat, wenn er ihm nützt, und gleichzeitig denunziert es alles, was ihm schaden könnte, mit verlogener Entrüstung als Hochverrat. Selber glaubt es natürlich keinen Augenblick an seine eigene Schauermär von sozialdemokratischem Hochverrat. Es ist nur ein Wahlmanöver, mit dem man die Arbeiter von der Partei abschrecken will, genau so wie 1881 der Beginn der Sozialreform ein Wahlmanöver war, mit dem man die Arbeiter mit der bestehenden Ausbeutung zu versöhnen hoffte. Im Falle Wendel kommt hinzu, daß Genosse Wendel Reichstagskandidat in einem konservativ vertretenden Wahlkreis Sachsens ist, der aller Wahrscheinlichkeit nach den Junkern verloren gehen wird. Hier läßt man alle Minen springen. Das Wasser steht den Junkern bis zum Hals. Wen wundert's, daß sie in ihrer Verzweiflung wie Verzweifelte handeln, die nichts mehr zu verlieren haben? Sie sind der allgemeine Feind.

Daß aber die Staatsbehörden den Verzweiflungsstreichen dieser gemeingefährlichen Klasse ihren Arm leihen, daß sie den Wutausbrüchen politischer Bankrotteure den Ansehens staatsmännischer Weisheit geben, das beweist, daß wir einem organisierten Kampf der gesamten Reaktion entgegengehen. Die Sozialdemokratie, welt entfernt, diesem Kampf auszuweichen, begrüßt ihn mit Frohlocken! Und sie denkt nicht daran, sich etwa in der Defensiven zu halten. Je wilder der wütende Hehruf der Reaktion über das Blutschild schallt, desto stolzer entfaltet sie das rauschende rote Banner, und dem frechen Vorstoß des Junkertums begegnet sie mit der Wiederaufnahme des preussischen Wahlrechtskampfes. Hier sitzt der Feind, hier sind seine stärksten Bastionen! Hier gilt es einzulegen! Drauf und dran! —

Absolutismus und Parlament.

Die Behandlung der Interpellation der Sozialdemokraten über die letzten Kaiserreden war ein Nachklang zu den Verfassungsdebatten im November 1908. Aber sie war, wenigstens auf den ersten Blick, keine Neuaufgabe der damaligen Debatten, sondern vielmehr eine Abrechnung mit ihnen; sie stehen äußerlich zu ihnen im scharfen

Seuilleton.

Rutland.

Ergählung von Jonas He.

Aus dem Norwegischen übersezt von Emilie Stein. Nachdruck verboten.

Madam Kristensen stand eben beim Herd und brannte Kaffee. Sie schob den Brenner in den Schornstein, und ohne sich Zeit zu lassen, die große weiße Schürze abzuhängen, war sie im Augenblick über die Treppe und unten. Dann wandte sie sich ruhig an Polly:

„Auf welchem Eise . . . wo, Kind?“

„Unten . . . bei unserm Tafelboden . . . neben dem Rutland“ . . . erwiderte Polly, atemblos an ihr vorübergehend. „Aber können Sie denn nicht laufen, Madam Kristensen?“

Dies war kaum gesagt, als sie Zeugin ward, wie Madam Kristensen ihre Beine gebrauchte konnte: — sie war in einem Nu unten auf der Gasse und verschwunden; Polly mußte es aufgeben, mit ihr Schritt halten zu wollen.

Unten auf dem Eise stand Polly auf ihrem Schlitten und sah, wie Bernt schlieflich längs der Kelling hinaufstieg. Er war ganz blutig im Gesicht, während der lange wüsten Segelmacherjunge entschlipfte zwischen die Bootschuppen, während einer der von Kjebelsbergs Tafelboden herbeigeleiteten Arbeiter den blutbedekten und bewußtlosen Bernt in den Armen hielt. Er hatte während der Schläge seinen Gegner so fest in die Schulter gebissen, daß dieser endlich von ihm ablassen mußte.

Keine Antwort.

„Laß los, hörst du!“ — Adolffen schlug unermüdet drauf los.

Nun aber hatte Polly Kjelsberg genug daran; sie hatte Bernts weißes Gesicht gesehen, als er auf den langen Adolffen zustürzte, und sie tief aus allen Kräften schreiend die Gasse hinaus zu Kristensens und rief in die Küche:

„Hilfe! Doff erschlägt Bernt unten auf dem Eise!“

In dem Augenblick, da Madam Kristensens flatternde Gestalt oben in der Straße sichtbar ward, war das Eis wie reingefegt von der schreienden Knabenschar. Der lange Segelmacherjunge entschlipfte zwischen die Bootschuppen, während einer der von Kjebelsbergs Tafelboden herbeigeleiteten Arbeiter den blutbedekten und bewußtlosen Bernt in den Armen hielt. Er hatte während der Schläge seinen Gegner so fest in die Schulter gebissen, daß dieser endlich von ihm ablassen mußte.

„Bringt ein Stück Eis her“ — sagte Madam Kristensen, mit dem einen Fuß niederknietend, indem sie den Jungen auf ihren Schoß zog — „er wird sonst ohnmächtig.“

Sie trugen ihn heim, während Polly mit dem Stück Eis in der Schürze folgte.

Es gab reichliche Verwendung für das Eis, und die Umschläge wurden fleißig gewechselt. Als Bernt in der Stube daheim einen Augenblick die Augen aufschlug und Polly erblickte, glaubte er sich wieder mitten in der Rafferei. . . „Nicht ehe du dich ergebst!“ . . . murmelte er zwischen den zusammengebißnen Zähnen.

Polly wußte recht gut, daß ihre Worte es gewesen waren, die alles verschudet hatten. Sein weißes Gesicht schnitt ihr in die Seele. Weinend verbarg sie den Kopf in Madam Kristensens Schürze.

„Es ist meine Schuld . . . alles . . .!“ schluchzte sie stoßweise.

Während Madam draußen in der Küche die nassen Umschläge wechselte, bekam sie nach und nach alles heraus,

was passiert war; ihr Gesicht nahm während dieses Berichtes einen ruhig harten Ausdruck an, während sie mit fast zärtlicher Freundlichkeit Pollys Weichte entgegennahm.

„Und dann nannten sie ihn . . .“ schluchzte Polly.

„Na wie? sag es nur!“

„Kartoffelschäler und . . .“

„Und?“

„. . . und . . .“

„Nun?“

„Frachtenmadam!“

„So?“

„. . . Und dann riefen sie . . .“ „Hei, Jungens, an Bord der Madam Kristensen . . . Die muß man jeden zweiten Tag pumpen! . . . die hat . . .“

„So sags doch nur, Kind! — Du kannst dir doch wohl denken, da hmit an dem Gefasel solcher grünen Jungen nichts liegt.“

„. . . Die hat den Namen im Achterspiegel! . . . Und dann riefen sie, . . . die . . . die . . . die Frau sei der Kapitän an Bord.“

„So — das sagten sie also?“

„Ja, der lange Adoff Adolffen sagte es.“

„Bernt muß ihn tüchtig gebissen haben, wenn ein so großer Junge sich so schmähhch ergibt“ — bemerkte Madam Kristensen, während sie ein nasses Tuch zusammenschlug. Ihre Brust wogte auf und nieder wie ein Meer.

Sie steckte Polly Kuchen in die Hand, als diese ging und strich ihr freundlich über das bloße Köpfchen.

„Hör, Polly! — Nach alledem, was ich heute von dir gesehen habe — so — hast du einmal Luft auf einen Schilling für Kuchen, so komm nur zu mir . . . ich lege jede Woche einen für dich beiseite.“

Madam Kristensen sah bleich und still neben ihrem Sohne, dem sie ab und zu nasse Leinentücher auf den Kopf legte. Das schöne krummnafige Antlitz hatte etwas

Gegenfah. Damals stand das persönliche Regiment allein, in der ganzen Blöße seiner Sünden, von allen Seiten angegriffen, und mußte sich zu einer demütigen Erklärung bequemen. Jetzt hat es sich machtvoll erhoben, pocht auf sein Gottesgnadentum, und die bürgerlichen Parteien huldigen dem Herrscher als ihrem Vorkämpfer gegen den Ansturm der Sozialdemokratie. Jetzt stand die Sozialdemokratie mit ihrer Kritik allein und suchten die andern Parteien „die bellagerten Vorgänge“ von 1908 vergessen zu machen. Welch eine Wandlung!

Welche außerordentlichen Ereignisse waren es, die vor zwei Jahren die deutsche Bourgeoisie zu jenem ungewöhnlichen Angriff auf den Kaiser führten? Hatte er das Land etwa in die Gefahr eines schweren Krieges gestürzt? Er hatte einfach gegenüber einem Engländer über seine Taten und Absichten geplaudert und diese Äußerungen waren in einem englischen Blatt veröffentlicht worden. Nun waren diese Äußerungen nicht gerade geeignet, das Ansehen der deutschen Politik im Auslande zu heben. Die Erklärung, daß er selbst ein Freund Englands sei, sich aber in seinem Reiche in der Minderheit befände, war nicht besonders angetan, die Furcht der Engländer vor den deutschen Rüstungen einzudämmen. Schlimmer war noch die Mitteilung, daß er 1900 die Vorschläge Russlands und Frankreichs zur Demütigung Englands zurückgewiesen und der englischen Regierung davon Mitteilung gemacht habe, sowie, daß er für England einen Feldzugsplan gegen die Buren ausgearbeitet habe. „So leitet man keinen Spejereikram, geschweige denn die Geschäfte eines großen Reiches, das Weltpolitik treiben will“, rief entrüstet ein nationalliberales Organ, und es sprach damit genau die Empfindung der Bourgeoisie aus. Solange die Auslandspolitik das Interesse der großkapitalistischen Bourgeoisie in der richtigen Weise vertrat, war diese Klasse völlig mit dem persönlichen Regiment einverstanden. Mächte dadurch, wie bei dem plötzlichen Besuch des Sultans von Marokko, auch eine ernste Kriegsgeschichte entstehen, sie hätte nichts dagegen einzuwenden, weil diese Abenteuerpolitik nur vom Interesse des deutschen Eigenkapitals diktiert war. Auch diese Klasse huldigt dem Weltfah: „Der König absolut, wenn er unsern Willen tut.“

Aber sie braucht noch etwas mehr als bloß den guten Willen. Die Geschäfte eines riesigen kapitalistischen Interessensverbandes, wie es das Deutsche Reich darstellt, zu leiten, stellt etwas mehr Anforderungen, als ein preussischer König für die Junker zu sein. Das Ansehen des Reiches auf dem Weltmarkt und damit die Profite seiner Bourgeoisie hängen nicht bloß von der Macht ab, worüber dieses Reich verfügt, sondern auch von der Fähigkeit, womit diese Macht gehandhabt wird. Als nun in dem Bericht des Daily Telegraph der Mangel an dieser Fähigkeit so grell hervortrat, brach darüber eine helle Empörung in der deutschen Bourgeoisie aus. Und sie machte ihrem Aerger und Unwillen in den schärfsten Angriffen gegen Wilhelm II. Luft.

Aber es blieb bei scharfen Worten. Mit dem System selbst war sie ja im Grunde zufrieden. Das Organ der radikalsten Eisen- und Kohlenkapitalisten, die Rheinisch-Westfälische Zeitung, war am heftigsten in seinen Angriffen gewesen, wohl deshalb, weil ihr Panzerplattengeschäft nur durch die Kriegshetze gegen England blüht und die Friedensabteuerungen des Kaisers dazu nicht paßten. Es brachte dann nach den Reichstagsdebatten einen Artikel über die Persönlichkeit Wilhelms II., die darin scharf kritisiert wurde — aber nur um das System des Absolutismus zu verteidigen. „Nichts Schöneres gäbe es für seinen Charakter als Ruhm, aber ihm fehlen die Fähigkeiten zu herrschen und zu führen. Es handelt sich also nicht um eine Einrichtung des Reiches, sondern um eine Eigenschaft des Trägers der Krone, und es erhebt sich die Frage: Soll man ein Gesetz schaffen für diesen Einzelfall?“ Und in den Debatten erhob keiner der bürgerlichen Redner die Forderung der Eindämmung des persönlichen Regiments, sondern nur den Wunsch, der Kaiser solle sich künftig in seinen Äußerungen etwas mehr Zurückhaltung auferlegen. Er sollte nicht mehr durch Ausplaudern diplomatischer Geheimnisse die Geschäfte der Bourgeoisie schädigen.

Die Sozialdemokratie stand in dem Bestreben, den Parlamentarismus an die Stelle des Absolutismus zu setzen, allein. Und doch war, was sie wünschte, nichts spezifisch sozialistisches; es war nur das, was in westeuropäischen Ländern schon längst allgemeine Tatsache ist. Dort

können Minister sich nicht halten gegen die Parliamentsmehrheit; sobald sie ein Mißtrauensvotum bekommen, müssen sie gehen, und der Fürst muß neue Männer ernennen, die sich mit dem Parlament in Uebereinstimmung befinden. Dadurch gebietet das Parlament, die Volksvertretung, über die Regierung, über die Minister, ohne deren Mitwirkung und Verantwortlichkeit der Fürst nichts machen kann. Hier in Deutschland dagegen erkennt der Fürst den Reichskanzler und die Minister nach seinem Belieben; sie sind seine Diener und daher bildet die Regierung hier eine unabhängige Macht neben dem Parlament, eine Macht, die über Armees, Krieg und Frieden und über die Auslandspolitik selbstherrlich gebietet. In der Abhängigkeit der leitenden Minister vom Parlament liegt der Unterschied zwischen Parlamentarismus und persönlichem Regiment.

Daher schlägt die sozialdemokratische Fraktion vor, die Verantwortlichkeit des Reichskanzlers in die Verfassung aufzunehmen. Aber keine der andern Parteien wollte davon etwas wissen. Sogar die freisinnige Volkspartei erklärte durch den Mund des Abgeordneten Schröder: „Wir wollen kein parlamentarisches Regime, aus dem einfachen Grunde, weil es, so lange die Verfassung des Deutschen Reiches besteht, nicht möglich ist.“ Das ist natürlich eine faule Ausrede. Auch in Westeuropa besteht es unter Verfassungsformen, worin gerade so wie bei uns, einfach sieht, daß der Fürst die Minister ernannt, ohne deren Gegenzeichnung keine Regierungshandlung gültig ist, und die dafür verantwortlich sind. Dort hat das Parlament sein Steuerbewilligungsrecht dazu benützt, sich die Regierung tatsächlich zu unterwerfen, ohne es formell in die Verfassung hineinzuschreiben. Als aber Singer auf die neuen Steuervorlagen hinwies als ein Machtmittel des Parlaments, die Regierung zu zwingen, also genau das zu tun, was überall die Bourgeoisie im Kampfe um die Macht als Selbstverständlichkeit anwandte, da bezeichnete der freisinnige Wiener das entsetzt als Erpresserpolitik.

Treffender als in diesem Worte konnte die deutsche Bourgeoisie nicht ausdrücken, daß sie um die politische Macht nicht zu kämpfen wagt. Sie will die Herrschaft des Parlaments über die Regierung nicht; sie will die Macht über Krieg und Frieden in den Händen des Fürsten belassen, über dessen Untauglichkeit sie eben noch gemurmelt hatte. Allerdings durfte sie das in der damaligen Situation nicht allzu offen aussprechen; daher lehnte sie die sozialdemokratischen Anträge nicht einfach ab, sondern bezug sie in einer Kommission, wo sie allmählich abgewirgt werden konnten. Die Sozialdemokratie stand damals so gut wie heute in dem Kampf für das Volksrecht allein. Nur scheinbar besteht also ein Gegensatz zwischen den damaligen Verfassungsdebatten und den heutigen. Nur äußerlich, in den Worten und Redewendungen besteht ein Unterschied. Es wurde damals in einer andern Tonart geblasen, aber die Melodie war dieselbe. Damals klang das „Heil König dir“ im klagenden Moll, was heute im schmetternden Dur ertönt.

Deshalb ist aber der Absolutismus noch nicht einfach wieder hergestellt. Mag Wilhelm II. noch so oft seine Auffassung des Gottesgnadentums betonen, an den tatsächlichen Machtverhältnissen wird damit nichts geändert. Die kapitalistische Großbourgeoisie ist die maßgebende Klasse im Reiche; weil sie ihre Interessen besser durch persönliche Einwirkung auf die höchsten Regierungspersonen als durch das Parlament wahrnehmen kann, unterstützt sie das persönliche Regiment, und ihr wird dabei durch die Furcht der kleineren Bourgeoisie vor der Macht der Volksmasse geholfen. Der Absolutismus geht daher auch nur soweit, als er sich durch die Interessen und Wünsche des Großkapitals leiten läßt. Damit wird die Sache für die Volksmassen natürlich um kein Haar besser. Es wäre gewiß nicht verlockend, wenn persönliche Launen eines Herrschers Kriege heraufbeschwören könnten, daß aber diese „Launen“ selbst durch die Interessen des Großkapitals bestimmt werden, ist ebenso unerträglich. Das unpersonliche Großkapital, das nur auf Gewinn bedacht ist, ist der gefährlichste Faktor des Krieges, der hinter dem Fürsten steht und seine Politik lenkt. Daher kann der Kampf gegen den Absolutismus nur als ein Teil des Kampfes gegen den Kapitalismus geführt werden.

Entschlossenes, fast Drohendes, und die Augen bligten. Sie begann ihr schwarzes Haar zu glätten und zu streichen, ein Gedanke schien ihr zu kommen. „Armer Junge!“ — murmelte sie — „Armer Junge!“

Das Licht war schon angezündet, als Kristensen heimkam. Als er den Sohn so übel zugerichtet da sitzen sah, begann er zu brummen: — „Nichts als Müßiggang, sag ich dir, Mutter! Der Junge treibt sich herum und weiß nicht, was er den ganzen lieben Nachmittag anfangen soll, und da endigt natürlich mit einer Balgerei!“

Als aber seine Frau ihm nach und nach erzählte, wie weit es gegangen war, trommelte er mit den Fingern auf den Tisch.

„Sieh doch her! Kristensen! . . . Loch an Loch. Man mußte ihn heimtragen — Adolffens langer Schlingel, der wars, der ihn so zugerichtet hat.“

Kristensen stand auf, „Und er sagte, er würde ihn prügeln, bis er nicht mehr quiekte?“ — fragte er und ging hin und fuhr in seinen Pelz.

„Was willst du tun, Kristensen?“

„Blos hingehen und ein Wörtlein mit Adolffen reden — mit Vater und Sohn! Er sagte, er würde zuhauen, bis er nicht mehr quieken könnte. . . das wollen wir nun versuchen!“ — Kristensens breites blatternarbiges Gesicht war feuerrot, und er wollte eben aus der Türe, als seine Frau ihm den Weg vertrat.

„Wohin willst du? Bist du toll, Kristensen?“

Kristensen wandte sich nur um und stieß die Küchentüre auf, aber draußen in den finsternen Gang stellte sich Madam Kristensen ihm abermals in den Weg.

„Bist du von Sinnen? Willst du uns in der Leute Mund bringen? Oder glaubst du, du erreichst auf diese Art irgend etwas? Es sehite bloß, daß der lange Rau-

bold uns gegenüber recht behielte und diese Leute sagen könnten, Kristensen habe sie uneingeladen belästigt. Ich werde schon bei Gelegenheit mit diesem Adolffen ein Hühnchen rupfen; vergessen soll es nicht sein, das verspreche ich dir. Komm, leg den Pelz ab. Und nun lassen wir den Jungen nichts merken; ihn quält es, das zu hören. Aber schiefst du?“ — hier wurde ihre Stimme flüsternd — „stehst du, nur weil Berni anders ist wie die andern, muß er dies leiden! Wir wollen lieber da zuhause, ihm Freunde unter den Jungen zu schaffen. Ich habe eben darüber nachgedacht, wie das am besten zu machen wäre. Geh nun hinein, ich will dir die Pfeife stopfen und du rauchst, während ich den Jungen zu Bett bringe.“

Kristensen ließ es geschehen, daß der Pelz ihm abgenommen wurde und wieder auf den Kleiderhaken wanderte. Stumm ging er hinein und stumm nahm er die gestopfte Pfeife in Empfang, die seine Frau obendrein selbst mit einem Fingerring anzündete. Während sie aber bei Berni war, ging er hastig in kurzen Wendungen im Zimmer auf und ab, wie er es auf dem Schiffsdeck zu tun pflegte, und dampfte große Wolken vor sich hin.

„Nicht nichts! . . . nicht nichts! . . . Es muß ein Ende haben . . . ein Ende haben“, das waren die Worte, die er ab und zu vor sich hin murmelte.

„Nicht nichts, sage ich dir“, wiederholte er, als seine Frau wieder eintrat, während er seinen Worten durch einen Schlag, der den Silberbeschlag seiner Pfeife verbog, Nachdruck gab. Es niht nichts! Der Junge muß den ganzen Tag zur Schule. Oder auch als Lehrjunge auf Holsts Werft!“

„Aber lieber Mann, es geht ja ganz gut, wie es jetzt ist.“

„Du meinst wohl, er soll sich weiter so herumwälzen bis zum Matrosen. Nein, jetzt kannst du wählen . . . Schule

Gewerkschaftsbewegung.

Mehr Schutz den Arbeitern der Bauberufe.

II (Schluß).

Berner wurde noch der Zutritt verweigert vom Poller Schmidt, Neubau der Schule in Schönefeld. Es würde zu weit führen, wollten wir die ganzen rückständigen Neuerungen wiedergeben, die den Kontrollleuten gegenüber gemacht worden sind. Aber einige sind doch derartig interessant, daß sie festgehalten werden müssen. Der Malerpoller von der Firma Trübe erklärte auf den Vorhalt des Kontrollleutes, daß die Maler bei offenen Fenstern arbeiten und daß im Ankleideraum kein Fenster und kein Ofen war: Das ist doch der reine Bureaunkrämerismus. (?) Wo wir bis jetzt bei dem schlechten Wetter draußen gearbeitet haben, da hat niemand etwas gesagt, und jetzt, wo wir innen sind, da werden Fenster verlangt. — Dies war am 14. November, also 14 Tage später als die Verordnung es vorschreibt. Weiter sagte der Herr: Es müsse doch berücksichtigt werden, daß durch die Aussperrung die Bauten zurückgeblieben seien! — Also erst werden die Arbeiter fristlos auf die Straße geworfen, dann sollen sie auch noch auf die Herren Rücksicht nehmen, ganz gleich, ob dabei ihre Gesundheit zum Teufel geht. Das Urteil über diesen Herrn wollen wir den Lesern überlassen.

Wie die Berufsgenossenschaften gegen die Bauarbeiter arbeiten, zeigt der Ausspruch des Herrn Julius Schneeweis. Er sagte, er habe von der Berufsgenossenschaft die Anforderung erhalten, keine Kontrolle anzulassen, da die Bauarbeiterschutzkommission so viel Anzeigen und Klagen mache. Wir müssen die Verantwortung für diese Neuerung dem Herrn Schneeweis überlassen. Daß die Berufsgenossenschaften gegen uns arbeiten, ist uns bekannt; wenn sie sich aber erlauben zu behaupten, wir machten unwahre Angaben, so muß eine derartige Behauptung ganz entschieden zurückgewiesen werden. Inletzt wurde der Zutritt noch verweigert von dem Unternehmer Lange in Firma Lange u. Richter, Bau: Neubau, Vp-Straße. Der Herr Lange sagte auf die Frage des Kontrollleutes, wieviel Leute beschäftigt seien: Ich frage doch auch nicht danach, wieviel im Volkshaus sitzen, die die Arbeiter von der Arbeit abhalten. — Er bekäme so viel Arbeiter wie er brauche, der Kontrollleur solle machen, daß er vom Bau komme, sonst gebrauche er sein Hausrecht. Es würde dem Herrn Lange zu viel Ehre angetan sein, wollte man zu diesem Gebaren nur ein Wort verlieren. Es wird wahrscheinlich eine Zeit kommen, wo wir auch diesen Herrn noch eines andern belehren.

Es erscheint uns nun noch notwendig, außer den zahlenmäßigen Feststellungen noch einige vorgeschundene größere Mängel zu besprechen. So wurden bei den Malern große Mängel festgestellt. Nicht nur, daß in den meisten Fällen die Farben mit in dem Ankleideraum sind, auch die Balselrichtung ist mindestens zu 80 Prozent nicht in Ordnung. Entweder die Unternehmer liefern keine Bürsten oder keine Sandlöhler, oder aber die Maler sind gezwungen, sich in alten Farbenkübeln zu wälzen. Da muß man denn doch sagen, die Vorschriften setzen bloß auf dem Papier. Wollen die Maler sich selbst schützen, so sind sie gezwungen, Bürsten und Sandlöhler selbst mitzubringen. So ist es auch mit den Ankleideräumen. Der Raum, wo die Farben stehen, ist in der Regel verschließbar, aber einen verschließbaren Raum für die Sachen der Maler zu schaffen, da denkt niemand daran, wenn nicht glücklicherweise der Schlossermeister soweit mit den Titeln fertig ist. Bei unseren sämtlichen Kontrollen ist auch noch nie gefunden worden, daß ein Malermeister in den Ankleideraum einen Ofen geliefert hätte, wie auch nicht darauf gesehen wird, daß auf den Fußboden ein Bretterbelag kommt, solange der Fußboden nicht belegt ist. Ähnliche Mängel sind bei den andern Berufen — Schlichteure, Töpfer usw. — vorhanden. Sind die Titeln eher fertig geworden wie die Fenster, so müssen die Aufschlagger eben ohne Fenster ihre Arbeit verrichten. Es fragt kein Teufel-Wahnh, ob die Leute dadurch, daß die Bedingungen umgangen werden, ihre Gesundheit einbüßen. Leider muß festgestellt werden, daß die Maler usw. in geradezu erschreckend hoher Zahl bei offenen Fenstern arbeitend angetroffen wurden. Offenlich wird in Zukunft auch in diesem Zustand Wandel geschaffen. Auch die Baubuden entsprechen nicht im geringsten den Bestimmungen.

Sehr schlimm steht es auch mit den Steinsehern und Tiefbauarbeitern. An jeder Arbeitsstelle sieht man Wagen zum Einschleppen des Werkzeuges stehen, aber heizbare Räume für die Wintermonate findet man ganz selten. In den meisten Fällen sind diese Arbeiter mit ihrem geringen Lohn auf die Restaurationen angewiesen. Wie bei der Sommerkontrolle, so muß auch jetzt wieder festgestellt werden, daß die Schutzgerüste nicht der Vorschrift entsprechen. So findet man bei den Kontrollen sehr oft, daß die Aufschlagger dort weggenommen sind, wo die Klemmer und Dachdecker noch arbeiten. Die Pollere sind zum großen Teil der Ansicht, daß sie es nicht notwendig haben, das Gerüst als Schutzgerüst für die genannten Berufe stehen zu lassen. Es ist daher sonderbar, daß die Kontrollleuten den Beamten nicht sehen, daß die Schutzgerüste nicht den Vorschriften entsprechen. Dies ist auch der Fall bei den Ueberhandmanern. Man kann doch nicht annehmen, daß es den Beamten so geht, wie einem Stadtverordneten, der in einer Stadtverordnetenversammlung bei der Beratung einer Eingabe der Bauarbeiterschutzkommission erklärte: Es gibt so viele Bestimmungen, daß man sie gar nicht alle kennt. Dann wird vom Mat-

oder Werft! und dann geht er hinüber nach England und wird Schiffsbaumeister, darüber hast du die Bestimmung! Ich habe im Schifferklub mit Berg gesprochen, der seinen Sohn denselben Weg gehen ließ. Es kostet Geld. Was es draufgehen! Aber Semann wird er nicht, Mutter!“

„Ich denke, da haben wir doch beide ein Wort zu sprechen, Kristensen!“ Mehr sagte sie nicht, sondern begann unter einer drückenden Stille den Abendtisch zu decken.

„Du hast dich in die See vergafft, Mutter! Du kennst sie nur von ihrer gemüthlichen Seite. Ich aber habe kranke Leute nach dem Tafelwert hinaufgeschrien sehen, das so voll Eis war, daß sie sich die Hände abfroren und aufs Deck herabfielen. Das war an Bord eines Yankes; und ich habe Schiffsjungen mißhandelt und ihnen die Seele aus dem Leibe quälen gesehen!“

„Wir würden uns wohl vorsehen, mit welchem Schiffer wir den Jungen hinauscheiden. Wir sind bekannte Leute, Kristensen, — da hat es keine Gefahr!“

„Schule oder Werft, Gertrud!“ — brach ihr Mann mit erhobener Stimme aus, während seine schwere Faust ziemlich nachdrücklich auf ihr Walnustafelchen herabfiel.

Madam Kristensen sah ein, daß dieser Abend nicht geeignet war, um einen entscheidenden Schlag in der Sache zu führen. Wurde Berni auf die Werft gegeben, so konnte er sie nicht begleiten, wenn der Rutland zum Frühjahr wieder in See stach; aus der Schule konnte man ihn dagegen jederzeit nehmen. So antwortete sie den resigniert, wenn auch nicht eben freundlich:

„Na ja, schon gut, Kristensen! — so mag es bei der Schule bleiben. . . . Aber die Verantwortung trägt du selbst.“

(Fortsetzung folgt.)